

Der Fluß und die Stadt

Da gab es einen Fluß vor vielen Jahren, der unser Land durchwanderte. Es war ein recht vielseitiger Geselle. Manchmal konnte er recht widerborstig sein, sogar hochmütig, und dann wieder sanft und ruhig. Ja, man konnte mit ihm sogar tiefgründige Gespräche führen: Das wußten alle, deren Leben sich in ihm oder an seinen Ufern abspielte.

Sogar die Menschen wußten darum. Auch wenn man sich nur ein kleines Stück Wegs von ihm in einem Boot tragen ließ, dann hörte man ihm gerne zu, wenn er von Ruhe sprach und Geborgenheit, während links und rechts von einem sich die Berge zur Schau stellten, die Wolken sich im Wasser spiegelten und die einzigen Geräusche außer dem Glucksen des Flusses gelegentliche Rufe der Vögel waren.

Was aber unseren Fluß besonders auszeichnete, war, daß er wußte, wohin er wollte; und das muß man ihm hoch anrechnen. Denn manche seiner Kollegen waren ziemlich unschlüssige Burschen, sie wandten sich hierhin und dorthin, spielten ab und an sogar Verstecken und schienen sich allmählich doch mehr zufällig als entschlossen dem Ziel der Flüsse zuzuwenden – dem Meer. Wie gesagt, unser Fluß war nicht so. Zwar war er kein Ehrgeizling, der schnurgerade dem Meer zugeeilt wäre – er hätte nie seine Freude an der Abwechslung der Karriere geopfert – aber er wußte beständig um sein Ziel und verlor es nie aus den Augen. So konnten die Tiere, wenn sie in der Nacht ganz ruhig waren, zuhören, wie er träumte und mit dem Mond sprach:

„Mond, mein Freund, du kommst so viel herum, und du kennst das Meer. Erzähl mir noch einmal davon. Wie wird es sein, wenn ich dort bin?“

Da glitzerte das Mondlicht auf den Wellen und der Mond erzählte dem Fluß von seiner weiteren Reise, wie sich das Land verändern würde, in das er kam, wie es flacher und wärmer würde, und wie er in andere, noch größere Flüsse münden müsse, damit sie gemeinsam den weiten Weg zum Meer schaffen würden. Und er erzählte vom Meer, von der Freiheit, die er spüren würde, sich hineinzustürzen und in die Wogen zu fließen, die von anderen Flüssen stammten, die auch einen langen Weg hinter sich hatten und ihm ihre Geschichten erzählen würden. Er erzählte von den Wellen, die der Wind erzeugen würde, wenn er mit dem Meer tanzte und welche Freude das sei.

Da ist es verständlich, daß der Fluß sich nichts sehnlicher wünschte, als das Meer zu erreichen. Aber da er ja auch äußerst neugierig war und sich an allem freute, was ihm auf seinem Weg begegnete, erschien ihm die Zeit nicht so lang, die er noch brauchen würde, um ans Meer zu gelangen. Und das freute wiederum alle, die ihn ein Stück seines Weges begleiteten, denn dadurch war er jemand, mit dem man sich gut unterhalten konnte.

Das Schilf beispielsweise, das immer wieder sein Ufer schmückte, hatte sich ein wenig in ihn verliebt, aber das hätte es nie zugegeben. Es war zu vernünftig, um sich auf eine Affäre mit ihm einzulassen, denn das hätte bedeutet, mit ihm fortzuziehen, und es war sich nicht sicher, ob es ihm dann in seiner neuen Heimat – im Meer – gefallen hätte. So sagte es nichts und begnügte sich damit, vom Fluß umspült zu werden. Nur der Wind, der alte Kuppler, wußte von seinem heimlichen Verliebtsein und kitzelte es ab und zu, um es zu necken. Da raschelte das Schilf dann immer, und der Fluß, der viel Anteil nahm an dem, was ihn betraf, fragte es: „Warum lachst du denn schon wieder?“ Da mußte sich das Schilf jedesmal eine Ausrede einfallen lassen und erwiderte etwa, daß die kleinen Vögel, die von ihm beschützt wurden, einen Witz erzählt hätten, aber der sei nicht für fremde Ohren bestimmt. Das verstand der Fluß vollauf und bald hatte es sich herumgesprochen, das er ein aufmerksamer Zuhörer war, aber unaufdringlich und uneigennützig.

Aber er konnte auch aufbrausend sein, davon wußten die Fische ein Lied zu singen. Wenn es etwa einem Baumstamm einfiel, in den Fluß zu stürzen und sich querzulegen, dann konnte man glauben, daß der Fluß vor Wut schäumte, so stark rauschte er gegen den Störenfried, der

ihn auf seinem Weg ans Meer hindern wollte. Und das bekamen dann regelmäßig die Fische zu spüren! Plötzlich mußten sie aufpassen, daß sie nicht in einen Wirbel gerieten, der sie mitriß. Doch solche Streiche verziehen sie ihrem Fluß gern, zumal sie sich ja sonst über nichts zu beklagen hatten: Er gab ihnen in Hülle und Fülle, was sie benötigten und verlangte nichts als Gegenleistung dafür. „Es gehört einfach zu meinen Aufgaben als Fluß, euch mit allem zu versorgen, was ihr braucht. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber ich glaube, es wird schon seinen Sinn haben, also fragt mich nicht länger.“ Das pflegte er zu sagen, wenn ihn die Fische darauf ansprachen; denn das war seine Auffassung von der Sache, und es gibt wesentlich schlechtere.

Genau so hielt er es für seine Aufgabe, die Flüsse mitzunehmen, die im Lauf seiner Wanderung in ihn mündeten. Wenn das geschah, dann blubberte und rauschte es immer an der Stelle, wo sich die beiden trafen – das war ein Begrüßungsgespräch unter Flüssen und hieß soviel wie: „Weißt du, wo es zum Meer geht?“ „Ja, ich denke schon. Wollen wir zusammen bleiben?“ Mehr mußte nicht gesagt werden, denn Flüsse verstehen sich ausgezeichnet untereinander, auch wenn sie in verschiedenen Ländern entspringen.

So hatten sich unserem Fluß schon viele kleinere Flüsse angeschlossen, als er die Stadt erreichte. Er war schon durch einige kleinere Orte und auch durch kleine Städte geflossen, aber so etwas hatte er noch nicht gesehen: Die Stadt, zu der er kam, war groß, über die Maßen groß für die Begriffe, die ein Fluß hat. Türme sah er in den Himmel ragen, schlanker und vornehmer als ein Berg es kann, und breite Straßen, die von prunkvollen Gebäuden gesäumt wurden, und die waren verziert mit den erlesensten Stuckarbeiten. Fast sah es so aus, als sei hier ein Fluß in Stein gefroren und als hätte sich das Schilf verwandelt. Er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Aber auch die Stadt hatte den Fluß gesehen, und sie konnte ihren Blick nicht mehr von ihm wenden. Das Sonnenlicht glitzerte auf seinen kleinen Wellen, wenn der Wind über ihn fuhr; das verlieh ihm einen kühnen Ausdruck. Die Stadt war fasziniert von seiner Vielseitigkeit, seiner Fröhlichkeit und Weisheit. So begegneten sich die beiden und blickten einander an und vergaßen die Welt. Dem Fluß war klar, daß er hierbleiben wollte; unmöglich war ihm die Vorstellung, seine Stadt nicht mehr zu sehen, zu spüren und von ihr gesehen, gespürt zu werden. Und ebenso wollte ihn die Stadt nicht freigeben: Nie hatte sie so geblüht und gestrahlt, erst jetzt, seit der Fluß bei ihr angekommen war, fühlte sie sich als vollendete Stadt. So verharrten die beiden, der Fluß und die Stadt, eine Zeitlang in inniger Umarmung.

Was war aus dem Traum des Flusses geworden, das Meer zu erreichen? Dachte er nicht ab und zu noch an sein großes Ziel? – Doch. Manchmal. Wenn es still und dunkel geworden war und die Stadt schlief, wenn er die wenigen Lichter in ihr sah. Dann erinnerte er sich an das Mondlicht auf seinen Wellen und an die Verheißungen, die es ihm versprochen hatte. Und der Fluß seufzte. Nacht für Nacht wurde diese Sehnsucht größer und er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, träge zu sein. Zuerst wagte er es nicht, der Stadt seine Sehnsucht mitzuteilen. So vertraute er sich eines Nachts dem Schilf an, mit dem es so gut reden war. Und kann sein, daß das Schilf ein wenig eifersüchtig war, kann sein, daß es spürte, wie es um ihn stand – auf alle Fälle riet es ihm (nachdem es sich lange im Wind gewiegt und mit seinen Blättern geraschelt hatte), weiter zu fließen.

„Ich bin nicht sehr gescheit“, sagte es, „aber ich kenne dich schon lange und habe dich fließen gesehen. Ich glaube, wenn du nicht mehr fließt ... dann bist du nicht mehr du selbst, dann bist du nicht mehr unser Fluß. Verlier nicht dein Ziel, fließ weiter, so groß eure Liebe auch sei.“

Und aus dem Tonfall, mit dem das Schilf gesprochen hatte, erkannte der Fluß, wie sehr es ihn liebte und wie großmütig es war, und das beschämte ihn. Am nächsten Morgen sprach er mit seiner Geliebten, der Stadt, über sein Ziel und erzählte ihr vom Meer. Lange dauerte ihr Gespräch und lange konnten sie sich nicht entschließen, voneinander zu lassen. Aber schließlich sahen sie beide ein, daß der Fluß nie vollkommen glücklich sein könnte, wenn er nicht das

Meer erreichen würde. Da öffnete sich die Stadt und er floß durch sie hindurch, küßte sie gleichsam – ein Kuß, der sie nie mehr verlassen würde – floß weiter dem Horizont entgegen, eilte fort, ohne sich umzusehen, um nicht den Schmerz zu spüren, nahm ihre Liebe mit nach Süden, schwoll mehr und mehr an, sah fremde Vögel und fremde Wolken, vereinigte sich nach einigen Wochen mit einem anderen großen Fluß, und traf nach weiteren Wochen auf den Strom, mit dem er sich vereinigte, dem Meer entgegenstrebend. Die ganze Zeit über fühlte er die Stadt in sich, und wußte, das war deshalb, weil er sie durchflossen hatte und sie in seinem Wasser mit sich führte.

Und dann ... dann war es soweit. Der Strom erreichte das Meer. Es war Nacht; nur das Schlagen der Wellen war zu hören und nur das Licht des Mondes war zu sehen. Eine feierliche Stille, eine sanfte Ruhe, als der Fluß mit seinen Gefährten hineinflöß ins Meer. Wer kann sich seine Gefühle ausmalen, nach so langer Reise nach Hause zu kommen? Denn es war ein Nachhausekommen: Es war die Erfüllung all dessen, was sich ein Fluß je wünschen kann. Und obwohl er sich auflöste im Meer und sich verband mit allem Wasser darin und alle Geschichten der anderen in sich aufnahm und selbst alle seine Geschichten erzählte – blieb er dennoch er selbst, wußte wer er war und wen er liebte.

Daher wußte er, daß er sich eines Tages wieder auf die Reise begeben würde. Dann würde er allen seinen Freunden wieder begegnen, den Bergen, den Fischen, den Vögeln, dem Schilf, dem Wind, dem Mondlicht, der Sonne, den Wolken ... und den Türmen, Straßen, Gebäuden und Brücken seiner Stadt.

Er war gar nicht überrascht, als er – ohne recht zu wissen, wie das genau geschehen war – in vereinzelt Tropfen auf sein Land regnete, durch Boden und Stein sickerte, sich sammelte, und seine Wanderschaft von vorne begann. Wieder sah er die einsam-schweigenden Berge neben sich aufragen, sah den Wind das Schilf kitzeln, sah die Entenjungen vom Vorjahr ihre Kinder großziehen. Und er kam wieder zu seiner Stadt. Als sie ihn begrüßte, da sah er, daß sie noch schöner geworden war. Weil er sie durchflossen hatte, war sie noch mehr aufgeblüht und noch reicher und prächtiger geworden. Da begriff er, daß er, obwohl er weitergezogen war, dennoch immer bei ihr gewesen war und sie nie verlassen hatte.

Bernhard Reicher, 12. – 14. November 1997